

Bericht

Berlin, Kontaktstudium Sommersemester 11/4 – 16/7 2011

„Stadtluft macht frei“

Dieser Satz beschreibt am Besten mein Befinden während meines Studienaufenthaltes in Berlin. Wenn die Recherche zur Herkunft dieses mittelalterlichen Rechtsgrundsatzes auch ergab, dass diese Freiheit für eine Leibeigenen, die sich vor ihrer Herrschaft in die Stadt geflüchtet hatte, erst nach einem Jahr und einem Tag gültig war.

Also hätten drei Monate sowieso nicht ausgereicht – aber ich bin ja auch freiwillig zurückgekommen.

Stadtluft macht frei – nicht, dass ich ungern in Wolfenbüttel lebe - das ja in unserer ländlich geprägten Landeskirche schon eine der größeren Städte ist. Von Berlin aus betrachtet ist jedoch schon unsere einzige „Großstadt“ Braunschweig eher Provinz – auch dort habe ich mehr als zehn Jahre gelebt und gearbeitet und kann das beurteilen.

Stadtluft macht frei – so mein Lebensgefühl in Berlin. Durch die Stadt schwimmen, mit Strömen von Menschen, Berlinern und unendlichen Touristenströmen aus verschiedensten Kulturen, mit Menschen aller sozialen Gruppen. Mit sehr Wohlhabenden, die im Hummer oder im Bugatti durch Charlottenburg cruisen, mit Menschen, die sich ihren Lebensunterhalt durch Flaschensammeln oder den Verkauf des „Strassenfegers“ verdienen, mit Musikern und Mondänen, mit vielen Kindern, die in erstaunlichsten Kinderwagen umhergefahren werden. Mit den vietnamesischen Frauen, die die Blumenstände, die es nahezu in jeder Station der S- und U - bahn gibt, fest in der Hand haben. Mit den vielen russisch sprechenden Menschen, die wie ich oft im russischen Supermarkt einkaufen, weil der 24 Stunden am Tag sieben Tage in der Woche geöffnet hat.

Drei Monate Berlin im Sommersemester – die ganze Stadt wie ein Versprechen von neuen ungeahnten Möglichkeiten. „Die Tore stehen offen, das Land ist hell und weit“ – wie oft blieb mir diese Liedzeile im Hals stecken, weil sie sicher in eschatologischer Perspektive richtig ist, aber zu meinem Alltag so gar nicht passt. Engt nicht jede Entscheidung, die ich treffe, mein Leben mehr ein, nimmt Möglichkeiten, schließt Wege und Entwicklungen für immer aus? Jetzt stehen für drei Monate unendliche Möglichkeiten offen – alleine mir im „TIP“, der Berliner Stadtzeitung, täglich anzugucken, was ich machen **könnte, wenn ich wollte** – an Kultur, Kino, Lesungen, Vernissagen und anderem gibt mir das Gefühl von Freiheit.

In meinen Berlinaufenthalt fällt mein 25jähriges Dienstjubiläum – eine Urkunde bescheinigt dies. Was für ein Geschenk, nach so vielen Jahren mal einige Wochen, wie ich es nenne „zweckfrei“ zu leben. Ohne Verantwortung für andere, ohne dienstliche Termine, ohne das Gefühl, just in time eine Predigt, einen Vortrag, ein Seminar vorbereiten zu müssen, oder alles, was ich lese, sofort auf Verwertbarkeit zu prüfen.

Ich nutze die Zeit, um von meiner beruflich komplizierten Situation Abstand zu gewinnen, um in Ruhe nachzudenken, abzuwägen, wie geht es weiter, welche Richtung ich einschlagen werde.

„Die Tore stehen offen, das Land ist hell und weit“ – dieses Gefühl ermöglicht ein ganz anderes Denken. Drehen sich in einer lange angespannten Arbeits – und Lebenssituation die

Gedanken oft im Kreis, bot die Zeit des Kontaktstudiums die Möglichkeit, innerlich zur Ruhe zu kommen, Bilanz zu ziehen und eine neue Freiheit zu gewinnen.

„Die Tore stehen offen, das Land ist hell und weit“... - das gilt auch für das vielfältige Angebot an Lehrveranstaltungen. Zuerst habe ich mir nur das Angebot der theologischen Fakultät angesehen. Leider gab es - wie schon während meines Studiums in Münster und Göttingen – überhaupt keine Veranstaltung zum Thema Ekklesiologie, was doch in der derzeitigen kirchlichen Debatte ungemein wichtig wäre, dafür aber die x-te Schleiermacher Renaissance. Belegt habe ich dann eine Vorlesung über die Kirchengeschichte Russlands von der Taufe der Rus, 988 in Kiew bis zur Ära Putin reichte und in der immer wieder Linien gezogen wurden zur aktuellen Politik und Entwicklung der russisch orthodoxen Kirche. Für mich war vieles neu und auch erhellend. Auffallend in dieser Vorlesung und bei anderen theologischen Lehrveranstaltungen ist der hohe Anteil an Pensionären und Emeriti, die sich dort einfinden. Das reicht von 30% bis 50%, nach Gesprächen mit jungen Studierenden scheint mir der Anteil an Menschen, die Volltheologie studieren, dagegen recht gering zu sein.

In den letzten Jahren haben mich in meinem Arbeitsbereich zunehmend Fragen von Erwerbslosigkeit und Familienarmut, Altersarmut und Finanzierbarkeit des Gesundheitswesens beschäftigt. Da bot es sich an, eine Vorlesung über Wirtschaftsethik zu belegen. Dieses Thema sei seit Jahrzehnten an der Fakultät nicht mehr gelesen worden, teilte der Dozent am Anfang des Semesters mit. In meinem Studium in den 80ern stand die Friedensethik und Fragen der Ökologie hoch im Kurs. Verschiedene wirtschaftsethische Entwürfe und Ansätze wurden präsentiert, angefangen bei Augustin. Als Gang durch die Geschichte dieses Themas war die Vorlesung interessant, die am Ende vom Dozenten entwickelten eigenen Ansätze enttäuschten mich, blieben sie doch sehr im Ungefähren.

Spannend war ein Seminar, das ich bei den Soziologen belegte: „Alterssicherung und Generationengerechtigkeit“, ein Thema, das für junge Menschen noch nicht so auf der Agenda steht – wir waren nur vier Teilnehmende. Diesen Luxus der kleinen Zahl kannte ich gar nicht. Es bedeutet intensive Arbeit, und so habe ich mich zu jeder Sitzung redlich durch einige soziologische Fachaufsätze gekämpft. Interessant waren verschiedene Gerechtigkeitstheorien – und als Theologin war ich erstaunt, dass in der Soziologie das „Matthäusprinzip“ eine bekannte Größe ist. Mir war es unter diesem Namen nicht bekannt: „Wer hat, dem wird gegeben“ - ein Grundsatz auch des bestehenden Alterssicherungssystems. Wie steht es mit der Lebensrendite, was ist überhaupt eine Generation? Auch die unselige Verquickung deutscher Rentenexperten von Rürup über Riester bis hin zu Raffelhüschen mit der deutschen Versicherungswirtschaft, bei denen die Genannten seit Jahrzehnten in Lohn und Brot stehen, habe ich vorher nur geahnt.

Aufgegeben habe ich bei einem Seminar in der Abteilung Gender Studies, ebenfalls der soziologischen Fakultät. Das Thema „Macht und Geschlecht“ fand ich sehr interessant, allerdings kam ich trotz eines guten Englischwörterbuchs und passabler Englischkenntnisse an meine Grenzen beim Versuch, mir die vorgegebenen Aufsätze zu übersetzen und zu verstehen. Ich glaube beinahe, selbst auf Deutsch hätte ich meine Probleme gehabt, es ist doch ein sehr spezielles „Fachsprech“..., außerdem sprachen die anderen in diesem gut gefüllten Seminar soo leise, sollte sich doch bereits Altersschwerhörigkeit bei mir eingestellt haben? Jedenfalls habe ich nach einigen Sitzungen dieses Seminar aus meinem Wochenplan gestrichen.

„Jüdische Friedhöfe in Berlin“ – so lautete der Titel einer Übung, bei der einige interessante Exkursionen quer durchs Berliner Stadtgebiet hin zu einigen älteren jüdischen Friedhöfen, vor allem aber zum großen Friedhof Weißensee führten. Jüdische Begräbniskultur und die Bedeutung des letztgenannten Friedhofs, der auch zur Zeit des Nationalsozialismus nicht zerstört wurde, sondern sogar für eine Reihe von Menschen Schutz vor der Deportation bot, wurden so sehr anschaulich. Wie sehr die Berliner Gesellschaft vor 1933 von jüdischen Intellektuellen, Gelehrten und Unternehmern geprägt war und wie groß der Verlust durch die Zerstörung jüdischen Lebens war, lässt sich in besonderer Weise auf diesem Friedhof erfahren.

Die beschriebenen und manche anderen Veranstaltungen und Gespräche waren sehr anregend für mich, die Freiheit zu denken, die Freiheit, über die eigene Zeit zu verfügen, Dinge zu tun oder eben zu lassen, Zeit für Lektüre – zum Beispiel der tägliche ausführliche Blick in Berliner Tageszeitungen, Zeit für Bewegung – die Wohnung der Freundin, bei der ich untergekommen war, lag 86 Stufen hoch, außerdem braucht man in Berlin kein Auto, (fast) alles ist gut in der Kombination Fußweg und BVG zu erreichen.

Sich mehr Zeit zu nehmen für das eigene geistliche Leben, Zeit zur Neuorganisation, Zeit, sich mal wieder intensiv mit Fachthemen zu beschäftigen, zu lesen, neue Entwicklungen in der theologischen Forschung mit zu bekommen oder weiße Flecken auf der eigenen Bildungslandkarte zu füllen – dies alles ist im Kontaktstudium möglich. Und in einer Stadt wie Berlin sind auch gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen anders zu entdecken als an vielen anderen Orten.

Ich kann alle nur ermutigen, über ein Kontaktstudium nachzudenken. Es ist eine ganz große Chance, die uns Pfarrerinnen und Pfarrern geboten wird. Ein Semester bezahlte Auszeit, wie viele Menschen bekommen diese Möglichkeit? Und die Gemeinde – oder eben ein anderes Arbeitsfeld – brechen während dreimonatiger Abwesenheit der Stelleninhaber nicht zusammen.

Auch wenn ich während des Kontaktstudiums einige dienstliche Termine wahrzunehmen hatte und fast täglich mit meinem Büro in Verbindung stand – als Geschäftsführerin der Frauenhilfe konnte/brauchte keine Kollegin die Vertretung für mich zu übernehmen. Finanziell unterstützt die Landeskirche mit einem Zuschuss zu den Fahrtkosten zum Studienort und den dortigen Nahverkehr und evt. anfallende Studiengebühren werden auch übernommen.

„Stadtluft macht frei“, ich hoffe, ich kann mir etwas von dieser Freiheit bewahren und wünsche vielen anderen diese und eigene gute Erfahrungen – es muss ja nicht Berlin sein.

Christiane Klages

Wolfenbüttel 5. August 2011

